II. Jahr Heft 20

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Egger-Lienz und die Kunst / Meinhard Herzloyer: Bekehrung / Alfred Henschke: Gedichte / Hugo Neugebauer: Das Lächeln der Medusa / Bruno Frank: Fiebernacht / Ludwig v. Ficker: Ein moderner Don-Juan-Romanheld / Max von Esterle: An den Innsbrucker Gemeinderat / Hartmann: Brixner Chronik XV / Ludwig von Ficker: Glossen / Karikaturenfolge 44: Max v. Esterle: Ferdinand Exl, Direktor der Tiroler Bühne.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 15. März 1912 Heft 20

Albin Egger-Lienz und die Kunst / von Carl Dallago

Die Kunst ist die Welt des Seins und nicht des Scheins. Es ist nötig, dies immer wieder zu betonen. Der Könner braucht den Schein, der Künstler das Sein. Jener kleidet sich an, wenn er gestaltet, — der Künstler zieht sich aus. So werden sich Künstler und Könner Gegensätze. Die „Kunst" des Marktes und der Menge steht im Zeichen des Könners: sie gewandet sich und die Dinge. Die Kunst des Künstlers spricht nur zum Menschen — zum Einzelnen: sie entblößt sich und die Dinge. Dies Sichentblößen entsetzt oft die Philisternatur der Vielen, deren Verstehen vor der Kunst stehen bleibt; das Sichanziehen hingegen — zumal, wenn es prunkvoll ausfällt — gewinnt diese Vielen. Das weiß die unschöpferische Leute-Natur des Nur-Könners und strebt danach zu handeln. Das reizt die Selbst-Schöpfernatur des Künstlers und er strebt dagegen zu handeln. Bis sich in ihm auch dies Dagegen verliert, weil sich aus seinem Schauen die Welt der Vielen — der Philister verliert, und sein bloßes Sein sich immer mehr in alles um ihn hineinbreitet, so daß er immer weniger von allem sonst wahrnimmt und zuletzt in jedem Ding und gleichsam in jeder Falte und Fuge des Daseins noch sich selber vorfindet und fühlt und nur dies Gefühlte und so in sich Vorgefundene aufzunehmen und zu gestalten weiß.

Ein Künstler, der in seinem Werke dieses zuletzt beschrie-

bene Stadium des künstlerischen Schaffens in verblüffender Geschlossenheit zum Ausdruck bringt, ist Albin Egger-Lienz, und das betreffende Bild nennt er „Das Leben".

Das Anti-Konventionelle hat Egger-Lienz vielleicht nie betonen wollen. Ein Künstler, den seine Kunst so besitzt, daß er den Blick immer in sich hinein gerichtet hält und nicht auf die Dinge um sich, kommt gar nicht dazu, ein „Anti" bewußt aufzunehmen, weil er nie ein Konventionelles aufnimmt. Und doch empfängt der Beschauer von dem eben genannten Werke den Eindruck, daß hier alles Gang und Gäbe des Alltags hinter sich gelassen ist — daß es der Welt des Konventionellen völlig entrückt.

Ich sah das Bild in Eggers Atelier zu Hall. Es hieß zuerst „Die Lebensalter". Damit wäre freilich nur das Aeußerlichste am Bilde bezeichnet. Ein Freund des Künstlers, der mich zu diesem führte, erzählte mir vom Bilde. Man solle es so und so betrachten, jedes Stück für sich, es sei fünfteilig. Man solle sich jede Figur genau einprägen, um das Ganze gut zu erfassen. Jedes Wort war Verehrung für den Meister. Und ich versprach mir viel. Doch dachte ich mir: Wenn das Bild so bedeutend ist, müsse es zu mir sprechen, sofort ohne Vorbereitung und nicht erst durch Einzelheiten der Darstellung. Nein! Es müsse etwas da sein, das mich träfe wie ein großes Lebendiges, das plötzlich vor mir steht und auf mich einwirkt. Und so kam es auch.

Ich hatte den Raum betreten und ward vorgestellt; dann sah ich nach dem Bilde, fast zaghaft. Sofort trat das Mittelstück zu mir, elementar, mit einer Wucht, deren Schwere sich der Seele mitteilte. Ein Mann und daneben sein Weib, das schwanger geht. Der Mann ein Tiroler Bauer, ungeschminkt und klotzig in jedem Strich. Aber schon ist er nicht mehr Bauer, sondern wie ein Mensch der Vorzeit, der als Mann sein Dasein trägt. Er ist wie ein Kämpfer,

der ausruht. Man spürt durch die Kleidung die Härte der Muskeln, die eine Seele einschließen, die Stand gefaßt hat. Er ragt auf wie ein Wächter, seinem Weibe ein wenig vorgelagert, in der Haltung und im Ausdruck der breiten Züge eine Stimmung spiegelnd, die in der Lebensarbeit innehält wie zur Uebersicht. Das Gesicht ist noch gerötet von Kraft und Mühen. Die Mittagshöhe des Lebens ist erreicht. In das Handeln tritt ein Erwägen, das ein Mit-sich-handeln-lassen einläßt. Es erweckt vielleicht eine Ahnung vom Lebensabend in der Ferne. Man zwingt das Dasein nicht mehr. Man spürt: man wird bezwungen, alles Leben wird noch bezwungen. Und es regt sich Sonderbares. Man fühlt mit einemmal: daß Tätigkeit erleiden mehr ist als Tätigkeit ausüben. Hier gleitet der Blick zum Weibe über, das dasteht wie völlig ergeben einem Mit-sich-tun-lassen. Das bleiche, fast eckige Gesicht, die stille in sich gekehrte Haltung drücken Erwartung aus und williges Sich-fügen. Der Ausdruck der Willigkeit scheint zu wachsen, je mehr man die Figur betrachtet. Es will etwas wie Verklärung aufkommen, die in die duldenden Züge ein Freudvolles hineinmischt. Das Gesicht sieht sich so noch bleicher an, dabei wie erhellt von Lichtern einer innerlichen Freude. Sie erhellen zugleich die Schwangerschaft des Weibes — ihr Glück: das Glück der erleidenden Tätigkeit, die immer die Zukunft in sich trägt.

Nun gleitet mein Schauen über das ganze Bild hin und verweilt betrachtend vor jedem einzelnen Stücke. Ich bemerke die Dreiteiligkeit des Bildes, dessen Seitenstücke wiedrum zweiteilig sind. Da ist der Knabe, wohl der Schulzeit entwachsen, halbflügge in seinem Wesen, noch umflort von der Neuheit der Dinge und staunenden Blicks, das Gesicht in leichte Röte getaucht wie schwankend zwischen erleidender kindlicher Tätigkeit und erwachendem Erfassen der Dinge, das Tätigkeit ausüben will. Die Figur darunter:

der reife Jüngling einen Riesenbalken aufnehmend und so den Brausezustand verkörpernd, der mit seiner Kraft noch alles zu bezwingen glaubt, das Gesicht ganz rot vom Drange sich auszugeben. Das andere Seitenstück zeigt bereits das absteigende Leben. Da ist der Mann, der vom Daseinsgebälk heruntersteigt, seine Kraft zusammenhaltend für den weiteren Abstieg, das Gesicht gerötet von den Mühseligkeiten des Tagwerkes, die Haltung besonnen und fügsam. Und zuletzt der Greis, gebeugt und gebrechlich, die Last der Jahre der Grube zuschleppend, wieder Tätigkeit erleidend, innerem Geheiß willfahrend, das Gesicht bleich und schimmernd wie das des Weibes, (bei längerem Hinsehen) auch verklärt von Willigkeit, die alles Geschehen auf sich nimmt, voll Anmut in dieser Willigkeit und so aufrichtend wirkend. — Wie unwillkürlich bleibt der Blick des Beschauers auf dem Antlitz des Greises und dem des Weibes nun länger haften, die in ihrem bleichen Schimmer von den anderen geröteten Gesichtern sich seltsam abheben. Ein Verwandtes scheint die beiden zu einen: sie wirken und leiden beide für die Zukunft; das Weib durch sein Gebären, der Greis durch sein Abgehen. Und Geburt und Tod werden so gleich wichtig und fördernd für das Leben.

* * *

Ich weiß nicht, ob meine Auffassung des Bildes auch völlig dem Sinn seines Schöpfers entspricht. Ich gab nur Persönliches dem Eindruck nachgebend und nachgehend, der mir geworden ist und dem ich in Worten gerecht zu werden suchte. Aber Worte sind arm vor so einem Bilde. Dennoch möchte ich die Anregung, die ich empfing, weiter verfolgen und noch manches dem Gesagten anreihen.

„Das Leben" scheint mir die Daseinsauffassung seines Schöpfers darzutun. Es sagt mir dasselbe aus wie das Triptychon Segantinis; ich sehe ein „Werden-Sein-Vergehen" auch in ihm untergebracht; es scheint mir zugleich

unter den Bildern der letzten Zeit das einzige Werk, das sich dem Segantini'schen Triptychon an die Seite stellen ließe. Die Vortragsweise der beiden Künstler ist freilich eine völlig verschiedene.

Segantini, der Lyriker, mußte zur Landschaft greifen, um sein Verhältnis zum Dasein darzutun; Egger, der Dramatiker, hält sich zum Menschen. So bedingt es die Verschiedenheit der beiden Naturen, deren jede — auch bei gleichem Streben, sich darzutun, wie bei gleicher Themastellung — andere Mittel zur Lösung verlangt. Die Themastellung am Künstler ist nun nicht willkürlich, sie entspringt innerem Drange. Aber sie bleibt zumeist hinter dem eigentlichen Wollen zurück, sie ist nur wie ein Fingerzeig — wie eine Art Vergegenständlichung dessen, was in einem vorgeht. (So vergegenständlichte sich Segantini ursprünglich sein Wollen für das Triptychon wohl nur an den Jahreszeiten in der Natur, wie Egger das seine für „Das Leben" an den Lebensaltern des Menschen.) Der Künstler fixiert und erlebt sich erst im Vortrag. Das Thema bestimmt ihm etwa die Richtung, nach der sich der Vortrag bewegt. Und das Künstlerische kann erst dort vollkommen sein, wo das Thema in den Vortrag völlig aufgegangen ist. So sind Thema und Vortrag am Künstler völlig abhängig von der Beschaffenheit seines Menschlichen. Das Entscheidende für alles, was in einem Kunstwerk untergebracht werden kann, liegt also in diesem Menschlichen des Künstlers. Was es birgt, läßt sich auch im Kunstwerk unterbringen, sowohl vom Lyriker, wie vom Epiker und Dramatiker. Man kann daher nicht gut sagen: daß sich für den Lyriker, für den Epiker und den Dramatiker je ein Besonderes in diesem menschlichen Sinne eigne. Ich brauche hier nur wieder auf Segantini und Egger-Lienz hinzuweisen: Genau derselbe Vorwurf — und zugleich ein größter: ein „Werden-Sein-Vergehen" — wird von diesem dramatisch, von jenem lyrisch erschöpfend gelöst.

(Wenn mich die Lösung Segantini's eine erschöpfendere und ergreifendere dünkt als die Eggers, wenn ich durch Segantini's Triptychon restloser einer Entrückung aus dem Zeitlichen anheimfalle, so mag es auf mein mehr lyrisches Wesen zurückzuführen sein, das für lyrischen Vortrag empfänglicher ist.) Aber nun kommt ein anderes.

Ich habe im Egger'schen Atelier ein größeres Landschaftsstück gesehen, allerdings noch völlig unfertig. Der Meister mag vielleicht versuchen, die Landschaft seinen künstlerischen Absichten dienstbar zu machen. Es hieße hier wohl: Die heimatliche Landschaft als Raum so darzutun, daß sie sich mit dramatischer Wucht fühlbar macht. Ob das möglich ist rein nur mit landschaftlichem Vortrag? Die Frage drängte sich mir von selber auf, und ich mußte ihr oftmals nachhängen.

Im Zusammenhang mit dem bereits Gesagten schließe ich nun weiter: Der Künstler ist an kein Thema gebunden, aber an seine Art. Aus dieser Gebundenheit folgt die Gebundenheit der Mittel, sich darzutun. Mit anderen Worten: Nicht das Thema, der Vorwurf — aber dessen Vortrag ist ein Gebundenes. Ein Dramatiker ist an den dramatischen Vortrag gebunden, ein Lyriker an den lyrischen. Oder richtiger: daß der Vortrag dramatisch ist, kennzeichnet erst den Vortragenden als Dramatiker, wie der lyrische Vortrag den Vortragenden erst zum Lyriker macht. Es frägt sich nun: ob in der Malerei die Landschaft als Vortrag nicht lyrisch ist, — ob sie (die Landschaft) daher einem Dramatiker liegen kann? Und sie ist Vortrag — nicht Thema, wenn der Vortragende Künstler und nicht nur Maler ist. Egger-Lienz ist Vollkünstler; auch seine Tiroler Bauern sind ihm nur Vortrag, nicht Thema — werden mit jedem Bilde mehr Vortrag, mit dem sich der Maler als Künstler gewachsen zeigt. Sein letztes reifstes Bild „Das Leben" zeigt das am besten auf. Hier muß auch der Laie merken, daß diese Bauernfiguren dem Künstler nur das zunächstliegende Aus-

drucksmittel sind, daß dessen Eigenstes — sein Menschlichstes dem Thema zugrunde liegt — die Welt seines Innern: Das Leben.

* * *

Ich blättere im Egger-Lienz-Heft der Zeitschrift „Der Aar", vor den Reproduktionen der Egger'schen Bilder verweilend, die im Hefte enthalten sind. Ich kenne die Originale nicht und bin auf diese unzulänglichen Wiedergaben angewiesen. Doch trachte ich mich in sie zu vertiefen und es gelingt mir vielleicht zum Teil, da ich das Wesen des Künstlers aus seinem „Leben" nahe genug wahrnehmen konnte. Nun lasse ich die Bilder gleichsam vor mir spielen: sie müssen dem Auge werden, was Melodien dem Ohre sind, und sich so erst der Seele mitteilen. Drei Bilder nehmen mich besonders gefangen durch die Wucht der Bewegung, die sie ausatmen und die die Seele aufrüttelt: Das Kreuz, Haspinger, der Totentanz, — lauter Szenen aus den Tiroler Freiheitskämpfen von 1809. Sofort jedoch erkenne ich wieder: Es ist nicht mehr das Thema, das diese Dinge behandelt, es ist der Vortrag, der sich dieser Gestalten und Begebenheiten bemächtigt hat, um sein Inneres darzutun. Im Bilde „Das Kreuz", dem frühesten der drei, klebt vielleicht noch dem Vortrag ein wenig das Thema an, das der Darstellung die historisch-tirolische Färbung beläßt. Die Linienführung ist noch danach gestimmt, obschon der Aufruhr in den Gesichtern ein typisch Menschliches herauskehrt, das in Affekt geraten ist. Es scheint sich hier der Meister noch nicht völlig bewußt zu sein, daß ihm das Thema unter der Hand zum Vortrag wird. Es ist eine gewaltige künstlerische Führung in Egger da, die vorwärts stößt und ihn erst im Zurückschauen die niedergetretenen Hürden und Hemmnisse erkennen läßt.

Schon „Das Kreuz" macht die seelischen Vorgänge zur Hauptsache im Bilde. Noch sind es Tiroler, die da heranstürmen; einem längeren Beschauen wird es eine beliebige

aufgelesene stürmende Menschenschar, an der die Tiefe und Inbrünstigkeit der Erregung das Führende ist. Es geht wie im „magnetischen Trance" dahin, Glut und Glaube sind vielleicht die Losung — sind in der Seele jedes Einzelnen lebendig. Das Kreuz ist nur der Sammelpunkt der Strahlen dieser wild verglühten Seelen und wird so das Führende, das Einende. Dieser große Zug wird aber — wie gesagt — ein wenig beeinträchtigt durch ein lokales Gepräge im Zuschnitt, das Unwesentliches noch festhält und dadurch den großen Stil aufhält — die große Bewegung unruhig, fast zittrig macht. Freilich zeigt sich das erst eigentlich im Vergleich mit den späteren Werken: „Haspinger" und „Totentanz".

Hier hat der Stil ungehemmt seinen Lauf wie ein Strom, der in seinem natürlichen Bette dahinfließt, ruhig und machtvoll in all seiner reißenden Bewegung. Alles ist vereinfacht und auf das Wesentlichste beschränkt. Nichts Unwesentliches hält mehr auf. Die tirolische Begebenheit geht völlig in den Vortrag auf. Es ist als habe der Vortragende ein Gewoge von Seelenaufruhr und Kampflust gleichsam als Ahnenerbe in sich vorgefunden, um das typisch Menschliche an derartigen Kämpferstimmungen so grandios darzutun.

Mehr noch als „Haspinger" zeigt der „Totentanz" eine Gestaltung von menschlich typischster Geltung. Ueberall, wo Menschen in den Kampf ziehen, die noch Mensch genug sind, mag derartiges zu schauen sein. Die Beschränkung der Figuren auf die Träger der vier Temperamente verwesentlicht ungemein die Charakteristik jedes Einzelnen. So liest sich aus Miene und Haltung das Wesen eines jeden der vier dahinschreitenden Männer. Und mit den Vieren in gleichem Schritt, eingearmt am Voranschreitenden — der Tod. Es bringt Mystik in die Gangart, wenn auch in zu gezeigter Form. Sie schreiten auf gewellter Wiesenebene; eine Hüttenecke reicht noch herein, danach sich der Letzte schwermütig

umsieht. Alle Nichtigkeit der Welt ist ausgeschaltet. Ein Stück Himmel — ein Stück Erde — ein Stück Heimstätte, und vier Menschen, die dafür in den Kampf ziehen. Am Rande ihrer Leben der Tod bereits des Empfangs gewärtig, zum Kommen aufmunternd, die Schritte anspornend, die in den Kampf führen, heimlich fiedelnd — immer hörbarer den Schreitenden, zuletzt aufspielend, daß der Schritt Tanz wird und erst, wenn der Schreitende fällt, innehält. — — Auch das richtet auf und befreit — auch das ist Leben! Und wer derlei in einem Werke vollbringt, gibt volle Kunst.

* * *

Wie jeder wahrhaft große Künstler zeigt auch Egger-Lienz in seinem Schaffen das Verwandte auf zwischen Religion und Kunst. Am Grunde beider liegt das Inbrünstig-Fühlen. Der Glaube ist erst dessen Folge. Das Religiöse ist undogmatisch seinem wahren Wesen nach und wie die Kunst etwas, das hervorquillt, wenn der Mensch sich aufschließt. Das Dogma verschließt den Menschen; es sagt ihm lauter Sicheres aus über die unsichersten Dinge. So läßt sich der Mensch wohl besser handhaben für die Absichten und Zwecke bestimmter Machtbestände. Die Kunst verneint jedes Dogma; sie erschließt immer mehr Unsicherheiten und Rätselhaftes, je mehr sie dem Menschen sein Inneres aufschließt. Zuletzt vermag sie wohl im Menschen den Kontakt wieder herzustellen zwischen seinem Selbst und allem Rätselhaft-Endlosen.

So wird der Kunst die glorreiche Bestimmung, dem Menschen immer wieder Zuflucht zu sein für sein Wesentlichstes — sein Menschlichstes, — den Menschen sich selber zuzuführen. So ist Kunst eine Macht des Lebens — die stärkste. Sie läßt immer wieder den Menschen zu innerer Selbständigkeit auswachsen. Das macht sich an jedem großen Kunstwerk dem Beschauer fühlbar. So auch am „Leben" von Egger-Lienz. Der Kunstphilister und die Vielen aber scheuen derlei am Kunstwerk instinktiv — schon aus Erhaltungs-

gründen. (Solcher Scheu mag es anzurechnen sein, daß Egger in Wien nicht die Professur erhielt.) Wo Kunstphilister am Werke sind, kommt der wahre Künstler nicht zu Ehren. Sie wollen nicht Kunst; sie wissen auch nicht, was Kunst ist; sie wollen ein wenig Können; sie denken sich Kunst noch als etwas, das den vielen faulen Krimskrams in Staat und Gesellschaft festigen helfe, oder als sonst ein für sie Vorteiliges und Genüßliches. Doch wie sollte der Künstler denen Genuß bieten, die völlig am Unwesentlichen kleben, da doch die Kunst immer mehr Nur-Wesentlichstes für den Menschen gibt, je mehr sie Kunst wird, — da der Künstler immer mehr der Art der Vielen fernerückt, je mehr er Künstler wird.

Darum ist es immer am Platze über Kunst zu reden, wenn ein neues großes Kunstwerk ins Leben getreten ist. Die Anregung hierfür mag sich vom Kunstwerk selber herleiten. Es spricht nur um eine Weise mehr für die ihm innewohnende Kraft. Und so füge auch ich, abschließend und zusammenfassend, dem Gesagten hinzu:

Die Kunst ist für den Menschen da und nicht der Mensch für die Kunst. Es muß überall zutreffen, wo Kunst ins Dasein tritt; es muß sich am Schöpfer wie am Genießer erfüllen. Erst wo der Mensch mit seinem Leben und Erleben in die Darstellung flüchtet, wird er Künstler. So ist Kunst gleichsam Weltflucht aus innerer Fülle — aus der Not dieser Fülle, eigentlich Weltüberwindung — Weltdurchbrechung. Denn die Welt als ein Formuliertes — als ein von den Vielen Gemachtes und Zusammengehaltenes, als Welt der Gesellschaft — ist eine Umzäunung, eine kerkerhafte Umwandung des Menschen. Der Künstler reißt mit seinem Werke in diese Welt-Umwandung eine Bresche, durch die er sein Menschlichstes ins Freie führt. Und was der Künstler in sein Werk hineinlegt, verbleibt diesem als ein Lebendiges und spricht zum Genießer, der dem Werke das

Hineingelegte umsomehr wieder entnimmt, je mehr sein Wesen dem des Künstlers nahekommt. So gibt der Künstler nur dem Einzelnen — dem Menschen und stärkt so zugleich dessen Machtstellung gegen die Machtbestände der Vielen, die darauf ausgehen, ihn sich dienstbar zu machen. Das Menschliche ist darum vom Künstlerischen nicht trennbar. Und etwas ist auch künstlerisch umso größer, je mehr es ein Menschlichstes dartut, — je mehr eine Darstellung diesem Menschlichen die Begrenzung nimmt. Es ist die größte Wirkung der Kunst. Denn Kunst dient nicht — nie, nirgends! Die Kunst erschließt nur und befreit: sie befreit den Menschen zu sich selbst, indem sie ihn dem Ewigen einverleibt. Riva, im Februar 1912.

Bekehrung / von Meinhard Herzloyer

Daß wir doch dieses eine nur verständen:
All unsre Tage gläubig hinzunehmen
Als ob sie aus des Herren reinen Händen
Geschmückt vom Tau des Schöpfungsmorgens kämen.

Und nicht zu ahnen, daß das Heute immer
An Lasten trägt, die viele Gestern häuften,
Und nicht zu sehen, daß auf seinen Schimmer
Die toten Wochen eklen Unrat träuften.

Daß wir die süßen Frühlings-Abendstunden
Mit einem leichten Lächeln trinken dürfen:
Wie heiße Pilger, die nie Gift gefunden
In kühlen Bechern, fremde Labung schlürfen.

O wie die Mittagszeiten golden wären
Vor unserm Blick — nicht scheut er mehr die Ferne —
Wie eine Landschaft voll von dichten Aehren
Vorm Blick des Landmanns . . . wie die goldnen Sterne.

Gedichte / von Alfred Henschke

Der Blinde

Sie nennen immer eine Farbe,
Und nennen etwas rot und bunt,
Und golden sei die Garbe
Und blau des Himmels riesig Rund.
Was weiß denn ich von Rose, Mensch und Ziege?
Mir ist die Welt ein trübes Loch,
In das ich mit gebrochnen Gliedern kroch,
Und nun, ein stummer Stein, am Boden liege.
Sie sagen, ich hätte Augen. Wo,
Wo sind sie? Sie sagen immer: sehen,
Und meinen: mit Gedanken weit über die Wiese gehen.
Sie lachen mich aus: Blinder, sei froh,
Daß du die Welt nicht siehst, häßlich ist sie und schwarz.
Aber schwarz: was ist das? Ich wüßt es, wenn ich sehend wär.
Ich fühle nur dies: ich bin mir selbst so lastend schwer ...
Vom Baume meines Seins tropft meine Seele wie Quarz.

*

Im Kupee

Es fliegt der Rauch wie Staub am Fenster auf.
Der Wind schlägt um ... Der Blick wird frei ...
Die Ebene starrt, ein dumpfer Farbenbrei ...
Da naht ein Weg in schnörkelhaftem Lauf:
Springt wie ein Hund am Damm mit viel Gezappel,
Bis er uns rechts entläuft zu einer Pappel,
Die wie ein Finger in den Himmel zeigt,
Wo eine schwarze Wolke sanft sich niederneigt.

*

Wenn ich gegangen bin ...

Du wirst mich erst verstehen,
Wenn ich gegangen bin,
Die heiligen Winde wehen
Zu leisen Ländern hin.

Die weißen Segel schwellen,
Wie Rauch der fernen Hütten dampft mein Blut —
Ich laß das Schiff und gleite auf der Welle,
Die gläsern ruht.

Durch Dunst blaut blaß die Insel —
Da springt die Flut —
Wenn goldnes Lichtgerinnsel
In meine grüne Tiefe rinnt,
So weit vom Wind
Und allem Weltgewinsel,
Wie schläft sichs gut!

Das Lächeln der Meduſa / von Hugo Neugebauer

Als Ernst Walm, genannt das Verhängnis, dem Herrn an der Türe des Festsaales seine Karte vorwies, fiel der Blick Horchows darauf und hinterließ einen Fleck: Es ist nicht sein richtiger Name, dachte er und folgte ihm in den Saal.

Eine Menschengasse gähnte Walm an und am Ende der Gasse ein Menschenplatz. Er wich nach rechts aus und drängte sich zwischen Fräcken, Waffenröcken, Glatzen und entblößten Schultern an die Wand, wo einige junge Damen saßen.

Walm suchte die Maske, die ihm auf dem Feste der Schauspieler ein Stelldichein gegeben hatte:

„Freitag nehmen die Kosaken Abschied, da wirst Du mich sehen. Ich wäre Dir ernstlich böse, wenn Du ausbliebest."

So hatte diese Maske gesungen und Walms Herz mit ihrem Gesange betört. Denn, beim Zeus, sie war keine gewöhnliche Maske gewesen. Eine solche hatte sich damals an ihn gehängt und ihn durch Blicke, Worte und Gebärden die verliebte Bewegtheit ihrer Eingeweide verspüren lassen. Damit hatte sie sich's gründlich bei ihm verdorben, denn Walm war kein Zyniker, sondern ein Epikuräer vom reinsten Wasser, einer der, wie Homers Götter, nicht mehr aß, sondern sich nur noch vom Geruche der Brandopfer nährte. Was hätte ein Weib aus dem Volke einem solchen Nervenseilkünstler bieten können? Unter irgend einem Vorwande hatte er sie verlassen und bald darauf das Glück gehabt, jener außerordentlichen Maske zu begegnen, auf die er gewartet, die er herangewacht und getrunken, geseufzt, geflucht, gebetet und geweint hatte, seit der Rausch seiner Jugend verflogen war. Und heute, heute sollte er sie wiedersehen!

Es ist ein falscher Name, dachte Horchow. Er hat sich unter falschem Namen eingeschlichen, um den Großfürsten zu ermorden. Ich werde den Anschlag vereiteln und meine Brust wird mit einem Orden bedeckt werden. Das ist Horchow, werden die Leute sagen, derselbe Horchow, der dem Großfürsten Wladimir das Leben gerettet hat. Er ist dafür in den Adelsstand erhoben und seine Brust ist mit dem Katharinenorden bedeckt worden. Er geht jetzt bei Hofe ein und aus wie andere Hofleute. Der Zar hat ihn einmal auf die Achsel geklopft und gesagt: Mein lieber Horchow, Sie sind eine Perle in meiner Krone.

Walm näherte sich Lorchow, einem der Schreiber, welche die Geschichte der Tage und Nächte verherrlichen.

„Was gibt es heute? Was soll diese Stadt im Saale?

Ich sehe eine Gasse, die auf einen Platz mündet. Ich sehe die Augen der Gasse und des Platzes auf das Stadttor gerichtet. Man erwartet augenscheinlich jemand."

„Und dieser Jemand," erwiderte Lorchow bedeutsam, „ist kein Geringerer als Großfürst Wladimir von Rußland in eigener Person."

„Was Sie sagen!" staunte Walm. „In eigener Person? — Und Sie sind berufen, das Ereignis des Tages zu verewigen?"

„Ich werde die Ehre haben," fistelte der schöne Lorchow mit den unendlich sanften Augen und seine Gemahlin ließ einen bewundernden Blick an ihm emporschweifen.

Er ist ungeheuer schlau, dachte Horchow, der alles gehört hatte, aber noch viel schlauer bin ich. Er verstellt sich, aber ich schaue durch seine Maske, schaue ihn durch und durch.

Walm hatte Lorchow den Rücken gekehrt und trat auf Borchow zu:

„Borchow," begann er, „Sie haben eine schöne und feste Brücke über den Dnjepr gebaut."

Walm sprach mit Borchow von der Brücke über den Dnjepr, mit Dorchow von künstlicher Befruchtung, mit Forchow von der Schlafkrankheit, mit Gorchow von der Auferstehung des Fleisches. Während er von diesen Dingen sprach, dachte er immer nur an die Maske und blickte sehnsüchtig nach ihr aus. Aber so viele schöne Augen er auch erblickte, keines leuchtete auf in freudigem Erkennen. Ich muß die Gasse überschreiten, ich muß mich auf die andere Seite begeben, dachte Walm.

Es kann kein Zweifel daran aufkommen, dachte Horchow: er ist ein Anarchist. Er hat Geist und Kenntnisse, kurz alles was ein Anarchist braucht, um zu schaden und zu verderben. Der Ausdruck seines Gesichtes ist ernst und traurig. Wahrscheinlich kommt das davon, daß er oft an die Gebrechen

der Gesellschaft und die Leiden der Menschheit denkt. Ganz gewiß ist er ein sogenannter Menschenfreund.

Er war im Begriffe auszuspeien, unterließ es aber aus Ehrfurcht vor der Gesellschaft, in der er sich bewegte. Denn Horchow war ein hochanständiger Mensch, wenn er nicht mit sich selbst oder seiner Frau allein war.

Mit einem Worte, ein Aufrührer und Umstürzler, dachte er weiter: Diese Leute tragen oft ein würdevolles Benehmen zur Schau. Das verrät eine verdächtige Gesinnung. Wenn einen ein solcher anschaut, fühlt man sich jedesmal geohrfeigt. — Manchmal lächelt er spöttisch, besonders wenn er einen Orden erblickt. Er ist offenbar ein Verächter kaiserlicher Auszeichnungen.

Ein Kosakenmajor trat ihm auf den Fuß:

„Passen Sie auf, wenn man vorübergeht!" schnauzte der ihn an.

Horchow verbeugte sich lächelnd und bat um Entschuldigung.

Walm hatte sich von Gorchow verabschiedet und schritt eben auf die Triumphpforte zu, um sich auf die andere Seite des Saales zu begeben, als ein Herr eintrat und mit einem weißen Blatte winkte. Das war das Zeichen für die Musiker auf der Galerie. Alsbald erhob sich ein ohrenbetäubendes Getöse von Pauken und Hörnern: Großfürst Wladimir hatte den Vorplatz überschritten und betrat durch die weit geöffneten Flügeltüren den Festsaal. Er führte die Gemahlin des Stadtoberhauptes am Arme, eine nicht mehr ganz junge Dame von ausschweifenden Körperformen. Die Gasse, die sich im Krampfe der Erwartung zusammengezogen hatte, weitete sich und wie vor des Schiffes Kiel die Wogen wich die Gesellschaft vor dem Paare zurück, das mit dem Lächeln der Befriedigung dem Platze zustrebte.

Horchow war Walm nachgeschlichen und stand nun hinter ihm, jede seiner Bewegungen belauernd. Der

große Augenblick ist da, dachte er, nun zeige, Horchow, was ein sicherer Blick und eine feste Hand vermögen.

Aber zu seiner schmerzlichen Enttäuschung geschah gar nichts, ja Walm unterstand sich, die Person des Großfürsten gar nicht zu beachten, sondern an ihm vorbei nach den Damen zu blicken, die sich hulddurstig lächelnd vor dem Fürsten verneigten.

Er hat es nicht gewagt, dachte Horchow, dieser elende Feigling! Aber vielleicht schien ihm die Gelegenheit nicht günstig genug.

Walm begann unruhig zu werden. Die Gasse hatte sich geschlossen und es war nur noch ein Platz da, der sich um die Person des Fürsten drängte. Der hohe Herr schritt langsam und lächelnd den Platz ab und wechselte mit den Damen und Herren in der vordersten Reihe einige huldvolle Worte.

Walms Unruhe wuchs. Wo ist die Maske? dachte er. Ah, sie hat mich noch nicht erblickt! Dieses neckische Wesen, das seine Kinderschuhe noch nicht ausgetreten hat, will wohl Versteckens mit mir spielen. Sie sitzt wahrscheinlich in irgend einem Winkel verborgen und harrt hochklopfenden Herzens meiner. Denn was ist ihr das alles? Nichts, rein gar nichts! Mir zu liebe ist sie gekommen, um mich zu sehen, mit mir zu plaudern und zu lachen über diese herausgeputzte Menschenherde!

Er begann die Ecken des Saales auszuforschen und hinter die Lorbeerhecken zu gucken, er wanderte durch die Gemächer, die sich zu beiden Seiten des Festsaales erstreckten, er stieg über die Treppe auf die Galerie und spähte in den Saal hinab, er ließ auch nicht einen Raum oder Platz des weitläufigen Gebäudes undurchsucht: Nichts!

Horchow war ihm auf Schritt und Tritt gefolgt, so daß jeder andere es hätte merken müssen. Walm merkte nichts von Horchows Anhänglichkeit, ahnte gar nicht, daß in dieser

menschenvollen Leere, in seiner nächsten Nähe jemand war, der die Hingebung an ihn so weit trieb, daß er sich seiner eigenen Gedanken entschlug, um die Gedanken des Mannes zu denken, der all sein Sinnen und Trachten unter die unwiderstehliche Macht seiner Persönlichkeit gebeugt hatte.

Es ist klar, sprach Horchow zu seiner Seele: er sucht ein Versteck, einen Hinterhalt und eine Gelegenheit zur Flucht nach vollbrachter Tat. Jetzt steigen wir auf die Galerie. Er wird sich über die Brüstung neigen, um eine Bombe in den Festsaal zu schleudern. Ich werde ihm in den Arm fallen, der Wurf wird sein Ziel verfehlen. Es wird zwar ein gräßliches Schauspiel geben: zerfetzte und verstümmelte Leichen !— aber der Großfürst wird unversehrt bleiben: Bleich, aber gefaßt verließ der Fürst den Saal und bestieg, von einer tausendköpfigen Menschenmenge mit nicht enden wollenden Hochrufen begrüßt, den Wagen. Alexander Horchow ist der Name des Wackeren —

Vielleicht ist sie doch unten, dachte Walm. Sie ist zwar ohne Zweifel ein außerordentliches Weib, aber doch kein so außerordentliches, daß sie nicht ehrgeizig wäre. Sie steht jetzt unten im Ring und harrt des Wortes, das der Fürst an sie richten wird. Ich möchte wissen, was er ihr sagen wird!

Walm begann allen Ernstes auf den Fürsten eifersüchtig zu werden. Er wußte zwar, daß sie ein außerordentliches Weib war, das ihn heimlich liebte — das mußte schon ein ganz außerordentliches Weib sein, das Walm liebte! — aber, mein Gott, ein Fürst ist eben ein Fürst und ein Weib — ein Weib.

Mit solchen gewöhnlichen Gedanken trug er sich, als er wieder den Saal betrat. Der Großfürst hatte die Runde abgegangen und bestieg nun einen erhöhten Platz, wo er sich im Schatten eines Lorbeerhaines auf einem Thronsessel niederließ. Vor dem Throne stand ein Tisch und rechts

und links davon waren Armstühle für das Stadtoberhaupt Jorchow und Tschortschow, den Kosakenoberst, aufgestellt. Der abgesprochene Platz hatte sich zu einem Block verdichtet und vor das Katheder geschoben, wo er in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrte.

Walm trat heran und blickte über die Köpfe der Gesellschaft hinweg: Man kann nicht wissen, dachte er, ob sie sich nicht gerade jetzt umdreht und meiner gewahr wird!

Vor ihm stand Torchow, auch ein Geschichtschreiber des Augenblicks, und nickte ihm zu.

„Ach, Sie da, Torchow?" fragte Walm zerstreut. „Was machen Sie da?"

Torchow blickte ihn überrascht an:

„Sind Sie von Sinnen, Walm?" erwiderte er mit einem Ernste, der gekränktem Standesgefühl entsprungen war, „Ich gehöre doch dazu. Ich bin doch sozusagen das Gewissen und Gedächtnis der Gesellschaft."

Er konnte nicht umhin, über die geistreiche Bemerkung zu lächeln, die er soeben gemacht hatte.

„Und Sie?" fragte er.

Walm lachte laut auf, so laut, daß sich einige Damen und Herrn umwandten und ihm mißbilligende Blicke zuwarfen. Er errötete wie ein Knabe:

„Nein", gab er zur Antwort, „ich gehöre nicht dazu, ich nicht, das dürfen Sie mir glauben!"

„Also was machen Sie da, wenn Sie nicht dazu gehören?" fragte Torchow.

Walm zuckte die Achseln:

„Das habe ich mich selbst schon gefragt. Aber was gibt es jetzt?"

Torchow griff in die Tasche, zog ein Blatt Papier heraus und reichte es Walm:

„Da lesen Sie, bitte, es sind die Worte, die der Bürgermeister den scheidenden Kosaken nachrufen wird."

Horchow glaubte an nichts und niemand. Er glaubte also auch nicht, daß es ein Nachruf war. Er hielt das Blatt für einen Aufruf zum Umsturz der bestehenden Ordnung. Vorsichtig kam er herangeschlichen und blickte über Walms Achsel auf das verdächtige Schriftstück. Walm, dem die Rede so gleichgültig war, wie sie Horchows Neugier erregt hatte, wandte sich eben, um in den fast leeren Saal zurückzublicken. So kam es, daß er Horchow überraschte:

„Wollen Sie mitlesen?" fragte er arglos den Unbekannten. „Bitte, mein Herr, bitte!"

Walm lächelte Horchow fast kindlich an. Horchow verneigte sich stumm und entfernte sich betreten. Es dämmerte etwas wie eine Ahnung in ihm auf, daß er sich geirrt hatte.

Horchow, das Stadtoberhaupt, hatte sich erhoben und seine Rede begonnen. Er sprach langsam und holte die Sätze stück- und ruckweise aus seinem zermalmenden Gedächtnisse hervor. Manchmal hörte man ihn, manchmal nicht:

„— — — Auf dem Felde der Ehre!" brüllte Horchow. „— — — blutige von Kugeln zerfetzte Fahnen — — — weithin leuchtendes Zeichen — — — im Getöse des Aufruhrs! — — — Hoch! — hoch! — hoch!"

Walm entfernte sich, ohne die Antwort des Kosakenobersten abzuwarten. Im kleinen Nebensaale setzte er sich an einen Tisch und bestellte eine Flasche Wein. Als ihm der Wein zu Kopfe stieg, begann er ruhig nachzudenken:

Was ist das eigentlich mit der Maske? — Wie, wenn sie gar nicht so — er lachte krampfhaft auf — so außerordentlich —? Es könnte ja sein, daß sie —

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Flasche an das Glas klirrte. Ihm gegenüber saß ein Rittmeister der Kosaken zwischen zwei Damen und hatte den Arm um die Hüften der einen gelegt. Die umarmte Dame lachte.

„Verrückt, unheilbar verrückt!" sagte der Rittmeister und deutete glotzend mit dem Zeigefinger auf die Stirne.

Walm dachte immer tiefer nach. Seine Stirn legte sich in Falten, seine Züge verschärften sich zusehends und nahmen einen leidenden Ausdruck an, der sich allmählich zu einem leidenschaftlichen steigerte: Und doch, dachte er, und doch ist es so und nicht anders! Ich bin genarrt, betrogen bin ich, betrogen und verraten von — von —!

Er warf eine Münze auf den Tisch und stürzte in den Saal.

Der Fürst hatte das Fest verlassen, die Musik klang nicht mehr schmetternd und dröhnend, sondern schmeichelnd und lockend. In der Mitte des Saales drehten sich die Paare im Tanz. Walm trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirne und rannte die Wände entlang, wobei er jede, die ihm begegnete, fest und drohend ins Auge faßte. Nicht mehr wie ein Liebhaber sah er aus, nein, wie ein Mörder, der sein Opfer sucht, um es mit den Zähnen zu zerfleischen.

Aber keine mörderische Absicht prägte Walms Antlitz die Miene der Wildheit auf, die Verzweiflung war es, die Verzweiflung im Ansprung, die ihn so fürchterlich entstellte. Denn noch immer umschlotterte sein in tausend Fetzen zerrissenes Herz die Maske, die ihn betrogen und verraten hatte, noch immer hoffte er, schwach zwar, aber er hoffte. Im letzten Augenblick, ermutigte er sich: es gilt den letzten Augenblick abzuwarten.

So dachte er, aber er hatte nicht die Geduld, so lange zu warten. Wie ein scheu gewordenes Pferd rannte er mitten durch den Saal und stieß an, ohne sich zu entschuldigen. Walm entschuldigte sich absichtlich nicht: es war ihm eine Lust zu stoßen und gestoßen zu werden. Wenn ihn jetzt jemand tödlich beleidigt hätte, er hätte hell aufgelacht. Denn die tödlichste Beleidigung wäre ein Scherz gewesen gegen die Schmach gehalten, die er sich selbst angetan hatte.

Als Walm die gegenüberragende Saalwand erreicht hatte, wurde ihm plötzlich übel, so daß er sich setzen mußte. Der Herr, neben den er sich niederfallen ließ, stand auf, warf

ihm einen giftigen Blick zu, kehrte ihm verächtlich den Rükken und ging hinaus.

Vor Walms Auge senkte sich ein Vorhang, hinter dem sich die Menschen wie Schatten eines Puppenspiels zu bewegen schienen. Als sich dieser Vorhang hob und es wieder Licht wurde im Saale, erblickte Walm Lorchow, Dorchow und Forchow in einer Reihe. Sie lächelten. Es lächelten auch Gorchow, Korchow, Morchow und sogar der finstere Norchow, den noch niemand hatte lächeln sehen, heute lächelte er und hier. Es lächelte Orchow, Porchow lächelte und Zorchow, wohin Walm den Blick auch wandte, überall begegnete ihm dies meduſische Lächeln. Es lächelten die Damen und Herrn, die Stuckfiguren und die Oelgemälde an den Wänden des Festsaales: Götter lächelten und Menschen und Tiere. Jene Windhündin im Bilde, der irgend ein Zar die Hand auf den Kopf gelegt hatte, sie zog die Lefzenwinkel gegen die Ohren, kein Zweifel, sie lächelte! — Alle lächelten sie und sahen einander so ähnlich, so unheimlich ähnlich! —

Walms Herz beſchlich ein Grauen. Er raffte sich auf und rannte dem Ausgange zu.

Als er die Türe erreicht hatte, trat ein Mensch ein, der sich von Walm selbst in nichts unterschied, als daß er ihm gegenüber stand.

„Wen suchen Sie?“ fragte der Doppelgänger.

Walm war so erschrocken, daß ihm das Herz stille stand und die Haare zu berge stiegen. Er tat den Mund auf, aber er brachte kein Wort über die Lippen.

„Wen suchen Sie?“ wiederholte der Unbekannte.

Da löste eine dunkle Macht Walm die Zunge:

„Die Maske!“ rief er, „die Maske, die Maske!“

Der Doppelgänger lächelte höhnisch:

„Welche Maske?“

„Die Maske, mein Herr, die — Maske“, lallte Walm.

Der Unbekannte zuckte die Achseln:

„Wenn Sie mir nicht sagen können, welche Maske Sie suchen, dann kann ich Ihnen nicht helfen. Denn — sehen Sie sich nur gefälligst um — da sind ja Masken, Masken, nichts als Masken!“

Walm wandte sich um und erblickte entblößte und gepuderte Brüste und Schultern, glänzende Glatzen und blinkende Brillengläser, schwarze Fräcke und bunte Waffenröcke mit funkelnden Knöpfen. Und alle die Damen und Herrn, die Jungen und Alten, die Kahlen und die Behaarten, sie alle lächelten und sahen einander so ähnlich, so unheimlich ähnlich.

Walm wandte sich ab und warf einen Blick in den Spiegel, der ihm gegenüber hing. Da entdeckte er zu seinem Entsetzen, daß er sein Gesicht verloren hatte: er sah nicht mehr sich selber gleich, sondern dem Borchow, dem Forchow, dem Lorchow und — lächelte wie jene.

Da fühlte Walm, wie es ihm glühend heiß in Stirn und Schläfen schoß. Er spürte an beiden Wangen einen brennenden Schmerz wie von zwei rasch nacheinander versetzten Maulschellen. Dann verließen ihn die Sinne und wie eine tote Last brach er an der Türe des Festsaales zusammen.

Fiebernacht / von Bruno Frank

Wie hältst du deine Maße so genau,
Du Stundenzug, der stumm vorüberschleicht . . .
Rückt schlürfend eine Larve fort in's Grau,
Rückt schlürfend eine näher, die ihr gleicht . . .

Dunsthitze regt die Hüllen hin und her.
Aus jeder Larve schattet ein Gesicht.
Lugt jedes her, als ob es meines wär . . .
Käme das Licht!

Ein moderner Don-Juan-Romanheld/ von Ludwig von Ficker

Die „jungen Gänse“. — das sind die Damen, die sich für den Dichter Hoffensthal erwärmten! Es sind die Damen, die er durch seine Helene Laasen für das Edle empfänglich gemacht, durch seine Lori Graff vor dem Untergange gerettet und vor gewissen Wegen gewarnt hat! Vor jenen Wegen, die heute der „Brenner“ kultiviert und dekoriert, vor den Wegen, die zum Laster, zur Prostitution führen müssen! Man gebe einmal unseren Damen nichts als Dallago in die Hand, man ertöte einmal systematisch ihr Schamgefühl, umgebe sie mit den Geilheiten und Wollustduselein, die dieser „chinesische Weise“ so verschwenderisch auszustreuen versteht! Dann werden sie zwar nicht mehr lange als „Gänse“ fungieren, dafür aber sich und die nach ihnen kommen langsam, aber sicher ruinieren! Denn es ist etwas ernstes um die Literatur! Ernstes auch dann, wenn man noch so frei und tolerant denkt! Es ist nicht jedermanns Sache, sich für Dirnen zu opfern und daß sich unsere Damen für Hoffensthal und gegen Dallago entschieden haben, ist eine Sache, die ihnen nur zur Ehre gereicht! Sie haben damit bewiesen, daß das Gift seine Wirkung noch nicht getan! Und dem ist gut so.

(A. E. Porth: „Brenner“ contra Hoffensthal)

„Das dritte Licht“, Roman von Hans von Hoffensthal, geh. M. 5.—, geb. M. 6.50, ist ein moderner Don-Juan-Roman. In Bozen, das in diesem Roman wirkt, wie in einem andern bekannten Roman Graz, **wo sich die jungen Mädchen über das wenig schmeichelhafte Zeugnis, das darin ihrer Tugend ausgestellt wurde, beschwerten,** beginnt Hoffensthals Buch, und die Tiroler Mädchen, die diesem Don Juan ihre Gunst zuwenden, sind mit einem Liebreiz ausgestattet, daß man es kaum versteht, wie er sich von ihnen ab und nach München wendet. Allerdings ist es der Wunsch, Maler zu werden, der Herrn von Vintler in die deutsche Kunstmetropole zieht. Aber seine Liebe zur Kunst ist eine unglückliche, und sein Suchen nach der Schönheit mündet auch hier beim Weibe. Da wird er mit Bewußtsein Don Juan, und erkennt nun erst, **wie Bozen für einen Lebemann seiner Art ein viel verführerischerer Platz ist,** als die bayrische Hauptstadt. Mit großer Kunst und **ohne jede Prüderie** beschreibt Hoffensthal das Leben seines Helden, der, zuerst ein Casanova an Unersättlichkeit, nur zu bald der Uebersättigung verfällt. Wundervoll ist im Gegensatz zu dem Don-Juan-Leben der Stadt das einsame Leben in der Natur hoch oben in der Jagdhütte gegeben. Hier in diesem letzten Teil des Romans, wo noch einmal ein Mädchen in sein Leben tritt, das aber im Gegensatz zu seinen früheren Eroberungen ihn **die geistige Liebe** kennen lehrt, **das ihn gewissermaßen entsühnt durch seine Reinheit,** erhebt sich Hoffenthals Schilderung zu ihrer ganzen Höhe, die selbst bei diesem feinsinnigen Stilisten, diesem **innerlich** Schaffenden weit über die bisherigen Glanzleistungen seiner Kunst hinausragt. Der **stark realistische Unterton** des Buches ist durch einen **romantischen Schimmer gemildert,** der dem brutalen Frauenverführer die Sympathie erhält, die er seiner Handlungen wegen eigentlich kaum zu bewahren imstande wäre.

(Empfehlung des Verlegers).

Ich aber bin ein Freund der stärksten realistischen Töne, soweit sie keines Milderungsgrunds bedürfen, und nehme keinen Anstand einem romantischen Schimmer heimzuleuchten, der's darauf abgesehen hat, konventionelle Schäbigkeiten zu Menschlichkeiten zu verklären und Menschlichkeiten um den eingeborenen Glanz ihrer Natürlichkeit zu bringen. Denn hier — wie überall, wo ein heikles Thema zärtlich angefaßt sein will — erweist sich's wieder einmal klar, was ein Dichtwerk dieser Art zutiefst vom Machwerk unterscheidet: daß nämlich der Dichter als der unbefleckt Empfangende, auch noch dem Schoße der leibhaftigen Gemeinheit die nackte Poesie des Lebens entbindet, während der Macher bei dem Wagnis, sich mit der Prosa des Verfänglichen poetisch einzulassen, sich eines Risikos bewußt wird, dem er damit zu Leibe rückt, daß er die Poesie der äußeren Form (oder wie man das nennen will, was ihm so reichlich zur Verfügung steht) als ideales Präservativ verwendet. Gewiß: dieser Vergleich, der mir da zum Exempel — welch eine Keckheit! — in die Feder sprang, wird manche junge Dame, die nichts als Hoffensthal gelesen, weit weniger hold erröten machen als sie von ihrer Lektüre her gewohnt sein mag. Aber sie entrüste sich getrost, wenn meine Unverschämtheit nicht augenblicklich einen ethischen Horizont entblößt, der jedenfalls tausendmal reiner und freier ist als jener, den die mit ihrer Unmoral sich brüstende Dutzendmoral dieses „modernen" Don Juan-Romans durch das dezente Dekolletee ihrer Zynismen mehr zu verhüllen als zu entblößen wagt.

Denn dieses Buch, so hochpoetisch es sich selbstverständlich gibt, breitet vor der schönen Leserin nichts als die Privataffären eines jungen Herrn von Soundso in Bozen aus, dem es nach einem unerforschlichen Ratschluß des Verfassers bis zu seinem dreißigsten Jahre nicht vergönnt war, die sogenannte Gunst eines Weibes zu erringen; trotz heiß-

hungrigsten Bemühens und trotzdem er, von Natur aus genügsam, es weniger auf Liebe als auf Liebschaften abgesehen hat. (Was alles umso rätselhafter ist, als er später mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt eine geradezu aufreizende Unwiderstehlichkeit zur Schau trägt.) Schließlich aber — einer Siebzehnjährigen gebührt dieses Verdienst — gelingt's ihm einmal über Nacht (während — romantische Nummer eins — der Winter vor der Tür steht und eine Goldammer im Käfig verschlafen „Tü, tü, tü, — trililililü—" singt), bald darauf ein zweites Mal und schon mit einer Neunzehnjährigen: das schwellt sein Selbstgefühl, und aus dem heimlichen Wechselfieber dieser ersten süßen Siege, an denen sonst Knaben zu Jünglingen und Jünglinge zu Männern reifen, erwacht dieser endlich kurierte reine Tor im ersten Mannesalter zum puerilen Wahn, daß er zum Wollüstling von Welt, daß er zum Don Juan geboren sei. Und richtet sich (zumal sein Vater justament rechtzeitig stirbt, um ihm das nötige Betriebskapital zu hinterlassen) das Leben danach ein. Bequem und komfortabel, scheinbar mit eigenwilligstem Raffinement — im Grunde aber, im Seelischen, mit jener beliebten Typenmöbel-Eleganz, die altbewährte und erlesene Biedermeiermotive aus der Gartenlaubezeit billig, doch solid modernisiert. Kein Wunder, daß ihm in der Folge junge Damen der möglichen, der guten und der besten Gesellschaft dutzendweise wie Fallobst in den Schoß fallen. Arglose, sympathische Geschöpfe, die sich im siebenten Himmel der Romantik fühlen, wenn dieser Herr von Soundso, der rundum comme il faut und außerdem ein diabolischer Gemütsmensch ist, sein poetisches Mütchen, Sentimentalität auf Brutalität zu reimen, nach Herzens- und nach Sinnenlust an ihnen kühlt. Dutzendfälle, wie gesagt, von denen nicht viel Aufhebens zu machen ist. Immerhin verdient bemerkt zu werden, daß in jedem dieser Fälle die Frucht, die sich da Einer vom Baume einer oberflächlichen

Erkenntnis schüttelt, reifer erscheint als der Schoß, der sie empfängt. Denn das Los dieser geprellten Weiblichkeiten bleibt noch in romantisch-übertriebenster Gefühlsperspektive ein drastisch natürliches und ist in kitschigster Poetisierung noch menschlich überzeugend, während der Fall dieses gegespreizten Anti-Tugendbolds ein Sammelsurium menschlicher Unausgegorenheit und eine um so peinlichere Sache ist, je krampfhafter der Autor bemüht ist, ihm problematische Bedeutung zuzumessen. Daß durch die hartnäckige Variierung des Themas „vidi veni vici" und durch die allzu unkomplizierte Methode, ohne das geringste Konfliktsergebnis ein leichtes Abenteuer zu dem anderen zu legen, dieser Effekt nicht zu erzielen ist, dämmert schließlich auch ihm natürlich auf. Da aber guter Rat teuer ist, und Herr von Hoffensthal, wie es scheint, im Grunde selbst nicht weiß, was er von seinem Helden halten soll, so entschließt er sich zu einem billigen schlechten: Er rät dem „Uebersättigten", das Don Juan-Motiv ganz einfach fallen zu lassen und das dämonisch verkappte Biedermeier-Ich ungeniert bis auf die Knochen zu entblößen. Und siehe da, so kommt es, daß dieser vom Glück in der Liebe unerbittlich verfolgte Herzeneinbrecher sich plötzlich selbst das Handwerk legt und — vermutlich weil er seine Schonzeit angebrochen fühlt — die erniedrigende Hetzjagd auf das Weib mit der erhebenden Birschjagd auf Hoch- und Edelwild vertauscht. „Er hatte jahrelang Frauen gejagt, jetzt jagte er schlaue Hahnen, listige rote Böcke und oben im Rosengarten, in den Karen und Felsen des Tscheiners die scheuen Gemsen." Kurzum: „tschuhü, tschuhü" heißt jetzt das Balz- und Leitmotiv, das ihn in immer höhere Regionen einer sittlichen Regeneration und unter dem Geknall von Büchsenschüssen, Juchezern und Dialektausbrüchen in die Natur entführt, wo sie Gott und dem Karersseehotel am nächsten ist. Dort erscheint ihm dann richtig noch der unvermeidliche Gnaden-Engel in Gestalt eines

jener typischen Normalbackfische, wie sie zum „Entsühnen" von Romanhelden zu Tausenden in die weite Welt dieser geborenen Ullstein-Bücher gesetzt werden. Schon glaubt man ihn von allem Erdenrest glücklich befreit. Da muß er es zu allem Ueberflusse noch erleben, wie er auf der Höhe seines Läuterungsprozesses und unmittelbar vor der Hochzeit die Unverfrorenheit seines früheren Liebeswandels damit büßen muß, daß er von der Hand des Autors einen vorzeitigen sanften Tod durch Erfrieren erleidet.

Diese traurige Wendung — um die Sache gleich beim richtigen Ende anzupacken und auch zu einem richtigen Ende zu geleiten — ist eine Willkür des Verfassers, die durch nichts gerechtfertigt erscheint. Warum, so frägt man sich verstimmt, mißgönnt er seinem abgekühlten Helden die Vereinigung mit einem Gänschen, dessen holde Uebernaivität diesem von Natur aus weichgesottenen Sünder Tränen über Tränen in die Augen treibt? Das, wie wir mit Befriedigung hörten, ihn die „geistige" Liebe kennen lehrt, und zwar auf einer dialektischen Grundlage wie dieser: „Haben Sie ihm" (er zögerte) „haben Sie ihm zum Beispiel mehr gegeben als einen Kuß?" — „Einen Kuß? Was denken Sie. Einen Kuß? Nein, was Sie für Einfälle haben. Einen Kuß? (Sie lächelte verwirrt)" ... Das ihn — gewissermaßen, hieß es — entsühnt durch solche niedliche Reinheit! Warum soll ihm die endgültige Hingabe an einen idealen Schwiegerpapa verwehrt sein, der als Sommergast des Karerseehotels just über so viel Lebensweisheit verfügt, um den geknickten Glücksritter mit dem jovialen Zuspruch aufrichten zu können: „Wer von uns wäre nicht Irrwege gegangen? Du hast vielleicht noch mehr Sehnsucht gehabt als die anderen, aber nun bist du heimgekehrt. Das Vertrauen meines Mädchens wirst du nicht täuschen. Auch ich vertraue dir." (Goldene Worte, in denen die müde Sehnsucht des zu sich Heimgekehrten natürlich wie in einem Stahlbad untertaucht.) Warum muß

der also familiär Geborgene das Vertrauen des Mädchens wie des Vaters dennoch täuschen und auf einem einsamen Jagdgang elendiglich im Schnee umkommen? Warum das Glück einer endlich mit dem Ringfinger winkenden Verbindung vereiteln, die allen Anforderungen einer standesgemäßen Ehe entspricht und für die der Held dieses Buches trotz seiner zahlreichen Liaisons von allem Anfang an prädestiniert erschien?!

Weil er dieses Glücks nicht würdig ist, meint — vollen Ernstes — der Verfasser. Wieso denn? fragen wir perplex. Weil er einen Rückfall hatte! Ach so, gewiß — in jenes erste „Opfer", in die Siebzehnjährige, — es ist uns nicht entgangen: ein kleiner unbedachter Rückfall, einer Mitleidsregung (dem einzigen echt und menschlich berührenden Zug des Buchs) entsprungen! Das kann doch kein so Kapitalverbrechen sein, daß der Tod drauf stünde! Man denke nur, was alles sich der Mann noch kurz vorher erlauben durfte! Uebrigens hat er sich ja zum Beweis, daß seine Bußfertigkeit keine Grenzen kennt, sofort zu einem heroischen Tatbekenntnis aufgeschwungen: „Er hatte seiner reinen Braut das antun können, daß er sie mit einer anderen betrog" — er hatte, noch sublimer gesprochen, die himmlische Liebe mit der irdischen betrogen — „aber er war auch der Mann gewesen, es zu sühnen, hatte sein Leben für diese Sühne eingesetzt, klipp und klar dem Berge da oben sein Leben angeboten". Nun, der Berg hat sich's nicht lange überlegt und — abgewunken. Mit diesem deutlichen Fingerzeig, das Ganze doch um Gotteswillen nicht so tragisch zu nehmen, konnte es wahrhaftig sein Bewenden haben. Aber nein, der Autor, der offenbar nicht die geringste Unmoralität mehr dulden will, hat es sich in den Kopf gesetzt, mit einem Todesurteil vorzugehen. Er will es nicht acht haben, daß diese letzte „Ausschweifung" seines Helden die einzige ist, die Poesie im Leibe hat; die daher gnädigste Rücksicht ver-

dient. Es nützt nichts, daß wir protestieren und für eheliche Haft auf Lebenszeit plädieren: Wir müssen Zeuge sein des stillosen Schauspiels, wie ein Hahn im Korb in Schönheit stirbt.

Diese unerbittliche Strenge ist, wie angedeutet, umso unbegreiflicher, als der Verfasser an dem sonstigen Benehmen seines Helden bis auf diesen unbeträchtlichen faux pas seine helle Freude zu haben schien. Wie unermüdlich war er doch bemüht, die vornehme Lebensführung seines Lieblings zu betonen! Wie freute er sich schon immer der Gelegenheit, da dieser seine Zigarettendose zog, um jedesmal mit Stolz darauf verweisen zu können, daß sie golden sei. Wie entzückend ist die Diskretion, mit der er auf die angeborene Noblesse dieses geborenen Kavaliers anspielt: „Der elegante Herr", heißt es da einmal, „dem es nicht darauf ankam, den ganzen Inhalt seiner goldenen Zigarettendose plündern zu lassen, der gutwillig dem und jenem Kameraden, der „zufällig" dreißig Pfennige, Himmelherrgottsakra, eine ganze Mark dringend benötigte, mit den erbetenen Summen aushalf und nie etwas zurückforderte, war in der Schule nicht nur um seines Reichtums willen angesehen, sondern auch gleich beliebt." Wie rührend weiß er doch das realistische Motiv, wie der beherzte Liebhaber der armen Siebzehnjährigen die Folgen ihres, bezw. seines „Fehltritts" abtreiben läßt, im Rahmen eines verpönten Wochenstubenidylls in lautere Romantik aufzulösen! Und als die andere, die Neunzehnjährige, um ihrerseits der Schande der Mutterschaft zu entgehen, unter entsetzlich stimmungsvollen Begleitumständen entschlossen in den Tod, nämlich ins Wasser gegangen ist —: mit welch teilnehmendem Verständnis steht er da den impotenten Gefühlsergüssen seines traurigen Helden bei! Und „welch ein Teufelskerl!" scheint er uns ins Ohr zu flüstern, als sich der arme Teufel und Sklave seiner „Leidenschaft" am Gar-

tentore seiner Villa jenen sinnreichen Mechanismus anbringen läßt, der es ermöglicht, daß durch einen Knopfdruck aus dem Hause die grauen Flügel sich öffnen und auseinanderweichen — so lange, bis der Druck auf einen anderen Knopf sie wieder schließt: „Ein Spaziergänger, eine junge Dame zum Beispiel, kommt des Weges. Vielleicht ist einer einige Schritt weit hinter ihr, läßt sie nicht aus den Augen, verfolgt sie —, aber da macht die Straße einen kleinen Bogen — und als der Verfolger seinen Schritt beschleunigt und hinkommt — ist die junge Dame verschwunden — als hätte die Straße sie verschluckt." Da aber immerhin der Phantasie des Lesers mehr Spielraum belassen bleibt als dem Selbstbestimmungsrecht der Damen, die diesem Mechanismus auf den Leim gehen, so muß ich sagen, daß ich Massenansammlungen, wie sie in der Folge vor diesem ominösen Eingang in ein verlorenes dichterisches Paradies stattfinden, unter keinen Umständen geduldet hätte. Gewiß nicht aus moralischen Bedenken, aber aus Gründen des guten Geschmacks: Um nämlich zu verhindern, daß ein Kavalier, der eine ausgesprochene Vorliebe für vornehme Parfums hat, sich selber unbedacht in den Geruch einer läufigen Hündin bringe.

Hier kann ich die Sympathien des Autors für seinen Helden nicht mehr gutheißen: schon aus dem einen Grunde, weil er ihn der Gefahr der Lächerlichkeit preisgibt. Was aber den Ton des freiwilligen Humors betrifft, der sich bisweilen hörbar macht — wie etwa in der flüchtigen Bemerkung: „Er hatte den siebzehnjährigen Backfisch *für das große Leben vorbereitet*, versprach gerne, das Mädchen nicht mehr zu empfangen, der Herr Major hatte sein reuiges Kind wieder und außerdem eine lange Narbe, *die sich in der Folgezeit als Barometer bestens bewährte*" — so muß ich bekennen, daß ich vor dem Hautgout solcher Humorfürzchen vollends Reißaus nehme. Nicht ohne mir vorher gesagt zu haben: Wenn schon an

diesem Biedermeier-Wüstling etwas interessant erscheint, so ist es sicher nicht die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit der er sich — vom Ladenfräulein angefangen bis hinauf zur Herzogin — alle Kategorien weiblicher Unterwürfigkeit, sondern ausschließlich die Skrupellosigkeit, mit der er sich den Namen eines der ältesten noch lebenden tiroler Adelsgeschlechter, den Namen eines Herrn von Vintler auf Platsch und Runggelstein, beilegt. Diese poetische Lizenz zu rechtfertigen, ist dieses Buch wahrlich zu schlechtrassig. Und sein Aroma zu vulgär... Da mag der Autor schließlich noch so viel „Natur" einströmen lassen und Wind und Wolken, Sonnenschein und Regen und weiß Gott welchen Stimmungszauber in Bewegung setzen, um die üble Atmosphäre, die von dem Menschlichen des Buches ausgeht, reinzufegen —: ich mißtraue einer Natur, die sich so ohne weiteres zu diesem Reinemachen hergibt. Und beantrage ihre Entlassung aus dem Dienst der Poesie. Wegen Würdelosigkeit... Denn schließlich ist ja der Effekt nicht anders, wie wenn in einem schlechtgelüfteten Lokal der Kellner plötzlich die Ozon-Spritze schwingt: Die Luft wird sicherlich dadurch nicht besser, sie riecht nur momentan nach besserer Luft, und was zurückbleibt ist die Illusion eines aufgeblasenen leeren Fettflecks in der Luft.

An den Innsbrucker Gemeinderat

Meine Herren!

Vor nicht ganz zwei Jahren habe ich Ihnen in diesen Blättern einen Brief geschrieben, der in den Wunsch ausklang, Sie möchten den Tiroler Künstlern ein kleines Ausstellungshaus bauen. Heute muß ich Sie um das Gegenteil bitten: Bauen Sie lieber keines!

Seit zwei Jahren stöbere ich in Ihren Sitzungsberichten. Trotz besten Willens ist nichts darin zu finden, was beweisen könnte, daß die sorgenvoll-wichtige Geste, die all Ihr Tun begleitet, etwas anderes wäre als die gesellschaftliche

Vereinslebens. Ihre Plenarsitzungen sind genau wie bei anderen Vereinen bloße Formsache, alles ist vorher schon ausgemacht, und Sie betreten den Saal mit dem Bewußtsein, daß Sie um nichts befragt werden. Es ist Ihnen gestattet mit einigen Bemerkungen den Schein persönlicher Ansicht zu wahren, aber schließlich müssen Sie ja sagen. Sie haben sozusagen das Vertrauen der Wähler, aber nicht das Vertrauen Ihrer Oligarchen. Erst neulich mußten Sie den Bürgermeister ersuchen, er möge veranlassen, daß jeder Gemeinderat schon vor der Sitzung die vollständige Tagesordnung zur Einsicht bekomme, damit man sich bei wichtigen Anlässen rechtzeitig informieren könne. Sie gingen dabei vom Gedanken aus, daß der Information durch den Referenten nie ganz zu trauen ist; denn Aufrichtigkeit und Geringschätzung gegenüber dem Stimmvieh sind alternative Begriffe. Aber es wird Ihnen nichts nützen, und die Entwicklung unserer Stadt wird nach wie vor von ein paar Verwaltungsveteranen bemuttert werden, deren Beamtentätigkeit kein Zeichen weitsichtigen Organisationswillens von sich gibt. Auch künftig wird man sich überzeugen können, daß hinter der geschäftigen Sorgfalt, die diese Herren den städtischen Angelegenheiten widmen, nicht viel mehr steckt, als widerwilliges Nachgeben bequemer Naturen einem störenden Drucke von Geschehnissen gegenüber, die sie nicht ganz verstehen und nie voraussahen. Die gedrückte und anmaßende Wohlanständigkeit dieser Köpfe läßt eben produktive Gedanken nur widerwillig aufkommen, und die Kunst erscheint solch prüder Geistigkeit als das obszöne Ding, das erst gebändigt werden muß, damit es nicht über die Stränge haut. Das Profitsuchen, die Sparsamkeit, die weise Zurückhaltung in Ehren! Aber sie verhüllen auf die Dauer doch nicht eine gewisse Talentlosigkeit, vor der die Kunst jede Hoffnung aufgibt. Und die Künstler können von solch pappendeckelnen Gnaden nichts erwarten, als Demütigung oder vergiftete Bonbons.

Vor nicht ganz zwei Jahren, meine Herren, sagte einer Ihrer wichtigsten Vormünder: „wenn man schon etwas für Kunstförderung tun will...", und seither wissen wir, was wir zu erwarten haben. Dieser Herr ist präsumptiver Thronfolger und einer der „Kunstdirektoren" unseres Mu-

seums, und als solcher versäumt er keine Gelegenheit dagegen zu sein, wenn man schon etwas für Kunstförderung tun will. (Argument: „o mei, die Kinschtler!") In solchen Dingen ist er Ihnen kompetent und ausschlaggebend. Wie seltsam muß es daher berühren, daß Ihr letzter Beschluß über die Verwendung der Zelgergründe hinter einem schäbigen Preisausschreiben für den besten Verbauungsplan die Absicht versteckt, etwa doch, vielleicht, wenn möglich, ein Kunsthaus zu bauen. Aber wen wollen Sie damit täuschen? Verdinkulierte Wahlversprechen ziehen nicht mehr. Wir sehen den Pferdefuß und wissen, daß Sie es nur tun werden, wenn sich die Kunst zum öffentlichen Bedürfnis zweiten Ranges hergibt, und wenn ein Profit und zugleich ein Ruhmestitel für den bestehenden Gemeinderat herausschaut. Es wird sich aber herausstellen, daß dies unannehmbare Bedingungen sind.

Vor zwei Jahren wäre es noch Zeit gewesen, den Künstlern ein Geschenk zu machen. Heute ist es für Sie zu spät, mit ihnen Geschäfte zu machen. Sparen Sie sich also die Enttäuschung. Die Zeiten haben uns geändert. Wir erraten jetzt mühelos, daß Ihre Patronanz für uns nur eine sterilisierende Abhängigkeit bedeuten würde. Es ist also besser, wenn Sie den Artikel „Kunst" wieder aus Ihren Geheimbüchern streichen. Verkaufen Sie die Baugründe, die Sie als Stadtpark versprachen, treiben Sie Wirtschaftspolitik für Hausherren, lassen Sie Herrn v. Sieberer für den künstlerischen Dekor von Verkehrshindernissen sorgen, verbieten Sie Vorbauten, Erker, Steildächer und Mansarden „für deren Erhaltung Sie selbstverständlich eintreten würden, wenn sie ein besonderer Schmuck der Altstadt wären" — das entspricht Ihren Gedankengängen und dazu sind Sie, wie es scheint, gewählt worden. Aber mischen Sie sich nicht in die Kalamitäten der Künstler! Die können unter der Last Ihres sauersüßen Mäzenatentums nur ärger werden.

Max von Esterle.

(gez. von Max v. Esterle)

Ferdinand Exl
Direktor der Tiroler Bühne

Mir träumt jetzt jede Nacht etwas. Und immer so unangenehme Dinge, daß ich wünschen muß, sie möchten niemals in grobe Wirklichkeit ausarten.

So träumte mir neulich, daß ich ein Bürgermeister wäre und mich mit der Absicht trüge, in Gemeinschaft mit ein paar anderen Leuten ein großes Hotel zu erbauen, oder daß ich zum mindesten sehr interessiert daran wäre. Eine Zeit lang glaubte ich sogar, ich sei der Bürgermeister von Brixen. Aber ich kam bald zu der Erkenntnis, daß dem nicht so sein könne, denn ich hatte absolut kein Geld, und der andere hat doch so viel Geld. Also ich wollte mein Hotel haben und um das mit dem Geld zu ordnen und bei allem möglichst billig abzukommen, ging ich zu einer jüdischen Baugesellschaft und sagte: „Meine Herren, ich habe eine großartige Idee. Ich bin ein Bürgermeister. Sie können also bei mir alles haben, was Sie wollen — wenn ich will. Sie müssen mir nur versprechen, daß es nicht aufkommen wird, daß Sie eine jüdische Gesellschaft sind, denn ich bin ein gefürchteter Antisemit". Die Herren schworen es mir auf den Talmud und auf meinen Rosenkranz. Ich fuhr also fort: „In der Stadt, in der ich herrsche, wären jetzt sehr viele öffentliche Bauten auszuführen. Wir verstehen uns doch; öffentlich sage ich. Ich kann also was machen, wenn ich will. Im Uebrigen kennen Sie mich ja. Erkundigen Sie sich bei den Herren, die ich bedient. Lesen Sie meine Empfehlungen! Von hohen und höchsten Herrschaften! Wenn Sie also wollen, können Sie in Brixen ein hübsches Stück Geld verdienen. Bitte nur zuzugreifen! Sie werden es nicht bereuen! Wer jemals mit mir in geschäftlicher Verbindung stand, kommt immer wieder! Reelle Bedienung garantiert! Nur eines noch, pardon meine Herren!" Ich warf mich in die Brust und sprach mit der überlegensten Ruhe und Selbstverständlichkeit: „Noch eines. Bei der Gelegenheit möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich ein großes Hotel ersten Ranges zu bauen beabsichtige. Wenn Sie wollen, können Sie diesen Bau ausführen, um sich in Brixen einzuführen. Ich werde Sie dann bestens empfehlen. Dann... wenn ich mit Ihrer Arbeit zufrieden bin. Wir verstehen uns doch, nicht wahr?" Ich lächelte sehr wohlwollend, machte eine gönnerhafte Hand-

bewegung, stieg in den Nordsüdexpreß, der von Innsbruck nach Brixen fuhr, und konnte es mir nicht verhehlen, daß mit einem Juden eigentlich viel leichter zu arbeiten sei, als mit einem andern Menschen.....

Das war mein Traum. Aber ich war wirklich froh, als ich endlich erwachte und mir die Versicherung geben konnte, daß ich es nicht gewesen sei, daß es überhaupt niemand gewesen sei.

Im neuen Rathause von Brixen wurde nämlich in den letzten Tagen des Februar eine Gemeindeausschußsitzung abgehalten, bei der sich etwas zutrug, was sich vielleicht seit Menschengedenken nicht mehr zugetragen hat. Es waren nämlich Zuhörer zugegen, außer den Rednern noch Zuhörer. Und zwar nicht solche, die zum Rate gehörten, sondern ganz einfache Bürgersleute. Es hatten also endlich einige von den Einwohnern dieser Stadt den Mut, Ihrer Majestät ein Mißtrauensvotum auszudrücken. Sie erkühnten sich, in der Gemeindestube sich hinter seinen Thronsessel zu stellen, ihm in die Karten und auf die Finger zu schauen und für Freiheit und Recht zu kibitzen. Diese Männer waren die in der Bürgerausschußsitzung vom 27. Februar 1912 korporativ erschienenen Gewerbetreibenden der Stadt Brixen.

Die Leute hatten nämlich gehört, daß sich der Bürgerausschuß mit der Absicht trage, sämtliche Arbeiten für die neue Kaserne und den Spitalbau der „allgemeinen österr. Baugesellschaft" zu übergeben, die das neue Hotel Tirol hier baut. Das wollten sich nun die guten Brixner doch nicht gefallen lassen und zwar unter der sonderbaren Begründung: wenn sie schon so viel Steuer zahlen müßten, wollten sie auch was verdienen. Der König biß sich auf die Zähne, gab seinen Angestellten einen energischen Stoß und hieß sie, die vorgeschriebenen Reden zur Verlesung zu bringen. Und sie standen auf und redeten endlos, grundlos, sinnlos. Aber der gewohnte Erfolg blieb aus. Denn während sonst sofort von den Lippen der Nörgler der bittende Ruf erscholl: „Aufhören, aufhören, ich halt's nicht mehr aus; ich versprech' alles", blieb's diesmal stumm, und sie taten alle, wie wenn sie keine Nerven hätten. So stand der König selber auf, begrüßte die erschienenen Gäste aus der Bürgerschaft aufs herzlichste und hielt in seiner gediegenen Weise einen Vortrag über die Hebung der Rinderzucht

durch die Christlichsozialen. Schweigen... Er ließ den Saal wieder bengalisch beleuchten, erklärte die Bilder der Jahrtausendfeier an den Wänden, brachte ein Hoch auf Se. Heiligkeit den Papst aus... aber es wollte alles nichts helfen. Im Hintergrunde standen schweigend, hochaufgerichtet, mit finstern Gesichtern die Männer von Brixen. Die Leute waren einfach nicht mehr zu kennen. Der Bürgermeister hatte ein unangenehmes Gefühl im Halse. Er dachte an die bevorstehenden Gemeindewahlen. Und alles wegen so einer dummen kleinlichen Geldgeschichte!

Recht geschah ihm! Hätte er doch die Kerle überhaupt nicht gefragt. Er hätte ganz einfach die sämtlichen Bauten der „allgem. österr. Baugesellschaft" übertragen sollen, ohne sich um seine Räte zu kümmern. Vielleicht wäre dann auch mein Traum in Erfüllung gegangen. Aber so gabs natürlich eine Blamage. Die „allgem. österr. Baugesellschaft" bekam nichts, und die Brixner Gewerbetreibenden bekamen alles. Das Schamgefühl hat die eigene Vernunft in die Flucht geschlagen. Ich hoffe, er wird sich den Vorfall merken und der so wichtigen Dingen nie mehr seine Gemeinderäte fragen. Denn diese sind, ut fabula docet, höchst unzuverlässig und haben schon zu viel von ihrem Herrn und Meister gelernt. Sie wissen, daß mit der Popularität was anzufangen ist, und griffen daher den bedrohten Gewerbetreibenden herzlich gern unter die Arme. Was soll nun dabei herauskommen, da doch die Gemeindewahlen vor der Türe stehen? Am besten wäre es, man ließe von der ganzen Bauerei ab und täte, wie wenn nichts gewesen wäre. Hartmann

Der stolze Mannesschritt

An die Front der „Innsbrucker Nachrichten" kommandiert erließ Franz Kranewitter folgende Proklamation:

Kaiserjäger! Reitende Tiroler Landesschützen!

Auf Befehl des Allerhöchsten Kriegsherrn seid Ihr im Begriffe von Eurem angestammten Stabsstandort abzureisen, werdet Ihr in den nächsten Tagen Euren langgewohnten Aufenthalt verlassen. Durch das Fest, das Euch die Bürgerschaft Innsbrucks gegeben, hat Euch die Landeshauptstadt bewiesen, daß sie auf Euch stolz war, daß ihr der Abschied von Euch schwer fällt. Wenn irgend wer, wart Ihr mit ihrem Herzen verwachsen, nicht nur als Söhne des Landes, als der lebendige Ausdruck seiner Zukunft, seiner Kraft und seiner Wehrhaftigkeit, sondern, was vielmehr, auch der Mann-

haftigkeit und der Hilfsbereitschaft, vom schlichten einfachen Mann an bis zum Offizier mit dem Goldkragen.

Kaiserjäger! Die ganze neuere europäische Geschichte ist an Eurem Regimente vorbeigerauscht. Mit Sarden, Franzosen, Magyaren, ja dem türkischen Halbmond habt Ihr Eure Bajonette gekreuzt, überall wo das Haus Oesterreich sein Pulver verbrannte wart Ihr dabei. „Immer voraus!"

Wäre ich ein Tyrtäus oder hätte ich die Worte eines Bonaparte, wie wollte ich zu Euch reden! Schwerterscharf und wie sprühendes Feuer müßte es sein, klingen wie weithindröhnender Kanonenschlag.

Wie habt Ihr „grauen Teufel" und „Maledetti Tirolesi" mit Eurem Bajonette sie gekerbt. Novara und Mortara, Raab und Komorn, Goito, Curtatone und Montanara, Custozza, Sona und Somma campagna, Magenta und Solferino, endlich Volta und wieder Santa Lucia, Custozza und Volta, und drunten in Bosnien und der Herzegowina, Stolac, Kremenac und Klobuc, um nur einige zu nennen, sind Ruhmessäulen aus Erz gegraben in fremde, feindliche Erde.

Kaiserjäger! Wilde Bajonettangriffe stehen in Eurer Geschichte und sprühendes Kartätschenfeuer, eroberte Hügelschanzen und Kirchhöfe, zerschmetterte Glieder und graußiges Todesröcheln — aber auch Theresienritter und goldene Medaillen, unwiderstehliche Tapferkeit und unendlicher Sieg. Ein Heldenlied klingt darinnen nach des alten Radetzky unsterblichem Wort: „Jeder ein Held!" Wir sind stolz darauf. Art läßt nicht von Art, und was der Alt-Adler des Jahres Neun auf dem Berg Isel begonnen, den Namen Tirols zu erheben unter den Völkern, Ihr habt es als seine würdigen Erben weitergeführt und so weit es an Euch war, vollendet.

Kaiserjäger und Reitende Tiroler Landesschützen! Wo immer und wie immer es war, ob fressendes Feuer oder sausende Wasser tirolische Heimstätten und tirolische Erde bedrohten, immer und überall, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wart Ihr Retter und Helfer in der Not! Selbstlos, ohne Bedenken und Wanken, fleischgewordene Symbole eisernen Pflichtgefühls und eherner Disziplin. Nicht Mietlinge und Söldner, sondern Soldaten, so standet Ihr bei uns in den Tagen der Gefahr.

Ihr geht nun von uns. Nimmer werden wir die Töne Eurer Musik, an der wir uns so oft erfreuten, Euren stolzen Mannesschritt, das Klappern der Hufe Eurer Pferde auf den Straßen hören. Verstummt sein wird der fröhliche Ton der Reveille wie der feierliche Choral Eurer Retraite nach dem Tageslärm. Andere Menschen werden kommen, andere Herzen.

Aber wozu sentimental sein. Der Tiroler mag es nicht, und lustige Feldmusik zum Abschiednehmen, das ist Soldatenweis.

Kaiserjäger Hurrah! denn, und aufgespielt den lustigsten Marsch, den Ihr in der Trompete habt. Obs uns die Brust auch engt: Hurrah! noch Euch Scheidenden, dreifach Hurrah!

Anlaß und Pathos dieses Nachrufs in Ehren — aber ich lasse mir das Recht auf Sentimentalität nicht nehmen und frage: Wie konnte man dem Dichter diesen Schmerz antun! War es nötig, ihn in eine Zwangslage zu versetzen, die ihm mit Recht die Brust engt? Es ist nämlich noch gar nicht lange her, da fällte er über dasselbe Blatt, in dem er diese

Kundgebung erließ, in einem öffentlichen Brief („Kunst und Künstler in Tirol") das folgende Urteil:

„O du lieber, lieber Freund! Kennst du vielleicht die Nachrichten, die „Innsbrucker Nachrichten" meine ich; dereinst das führende Blatt in Tirol mit dem Wappenadler des Landes im Titelkopf? Ich könnte, aber ich will nicht! War ich doch durch Jahre ihr „geschätzter Mitarbeiter", und vielleicht, **wenn sie wieder etwas so eilig brauchen, wie letzten Sommer den Kaiser-Artikel,** kommen sie noch. Aber heruntergekommen sind sie schon gewaltig . . ."

Es ist aber die Frage, wer da gewaltiger herabgestiegen ist: Die „Nachrichten", die wieder einmal dringend einen Fanfaren-Artikel brauchten oder Herr Kranewitter, der sich wieder einmal dringend dazu brauchen ließ. Sei dem wie ihm wolle, eines scheint festzustehen: Art läßt nicht von Art. Den stolzen Mannesschritt vermißt man. Und es ist erwünscht, daß andere Menschen kommen, andere Herzen... Nicht Mietlinge und Söldner, sondern . . .

Auch die Münchener „Jugend"

hat Steubs 100. Geburtstag gefeiert. Und zwar durch das folgende formvollendete Gedicht:

1.

Es leuchten die Berge im Sonnenglanz,
die Wälder im Föhn sich neigen,
es blüht der Alpenblumen Kranz
auf himmelhohen Steigen,
der Gletscherbäche Tosen bricht
aus Dunkel hervor zum rosigen Licht . . .
Du ruhst in ewigem Schweigen.

2.

Was einst dein helles Auge erschaut,
die Täler und grünenden Triften,
der Städtlein Zauber hast du erbaut
als Denkmal in deinen Schriften;
die stillen Winkel, das weite Land,
ein farbenprächtig Gemälde entstand,
von eines Künstlers Stiften.

3.

Heut dankt dir das Tirolerland
von seinen Felsenthronen,
es soll dein Werk, wo es entstand,
in allen Herzen wohnen;
bei jedes neuen Sommers Hauch
erheben deine „drei Sommer" sich auch
in frischen Blütenkronen.

Rudolf Greinz m. p.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS

PRO DOMO ET MUNDO

APHORISMEN

* * *

geh. M 2.50, in Leinen geb. M. 4.—,
in Halbfranz M 5.50

Verlag ALBERT LANGEN in MÜNCHEN

Werke von Hermann Wagner

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Druck von R. & M. Jenny, Innsbruck.